

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 303.

Freitag, 4. November

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEDOR VON ZOBELTITZ

30. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Er begleitete sie im Fahrstuhl nach unten. Dann fuhr er nicht sogleich wieder auf den Dachgarten, sondern hielt vor seinem Arbeitszimmer. In einem Geheimschrank lagen die Akten in Sachen Erlau. Er nahm ein Schriftstück in blauem Umschlag heraus, schob sich die Brille auf die Nase und überflog es. Es war die Kopie des „Letzten Willens“ des Alten vom Erlenhof, den er erst vor acht Wochen aufgesetzt und dem Notar zu treuen Händen übergeben hatte.

Stämpfli schob das Schriftstück mit breitem Lächeln in den Schrank zurück. Natürlich kann Grittie machen, was sie will, überlegte er, und wahrscheinlich macht sie eine neue Dummheit. Auf dieses Testament hin könnte sie Unsummen gepumpt kriegen. Aber sie kennt es noch nicht, und vielleicht bleibt der Schreckschuß doch nicht ganz ohne Wirkung. Diese verfluchten Weiberchen! . . .

Es dunkelte schon, als Grittie wieder in ihr Auto stieg. Sie schaltete den Scheinwerfer ein und fuhr langsam und vorsichtig die Randertalstraße hinauf. Sie hielt auch die Gedanken zusammen. Nun wußte sie, wie es um sie stand. Von der Möglichkeit eines Schreckschusses hatte Stämpfli gesprochen. Aber sie dachte nicht daran, Möglichkeiten abzuwarten. Sie war fest entschlossen, sich von ihrem Vater zu trennen. Noch einmal erwoog sie Stämpflis Worte: „Streichen Sie alles Haßgefühl aus Ihrer Seele.“ O nein, sie haßte ihn nicht — es war ja nichts Hassenswertes an diesem starken Greis, nicht an der Fähigkeit seines Eigenwillens und seiner Rücksichtslosigkeit in der Verfolgung bestimmter Zwecke, an der Lebenskraft seines Siehdurchsehens. Wie sein Riesenkörper, so war seine innere Natur, in ihrem Vorwärtsdrängen, immer geradeaus und immer gewaltsam. Er gehörte zu den Männern der unbedingten Tat, wie die Geschichte sie vielfach an die Spitze ringender Völker gestellt hat. Man muß Respekt vor ihm haben — Ehrfurcht, aber doch mehr Furcht, und die schuf ein Abstandsgefühl, das unüberwindlich schien.

Er war der gebietende Herr, der keine Kritik an der Vaterschaft vertrug. Der Vater hatte sie zum Menschen erziehen lassen, um auf der Höhe ihres Lebens eine Maschine aus ihr zu machen. In einer Zeit, da der Befreiungskampf der Frau durch alle Kulturvölker ging. Die Gedanken Gritties rasten im Galopp. Ihre Hände zitterten an der Steuerung, eine jähe Wut zitterte zugleich durch ihre Seele. War sie nicht Herrin über sich selbst? Koch konnte sie mit eigenen Fäusten ihr Schicksal paden — wieder fiel eine Aukerung Stämpflis ihr ein, auch der Nachsatz: „Nützen Sie Ihre Freiheit ohne eine eigensinnige Kampfstellung“. Ihre Hände waren unruhig, der Wagen sprang seitwärts, mit einem Ruck am Steuer riß sie ihn ins Gleiche. Dann lächelte sie kurz auf, es klang triumphierend einem Unächtbaren entgegen. Sie konnte auch ohne Kampf zum Ziele ge-

langen, wenn sie alles so fügte, wie sie innersichtlich erwartete.

Sie hatte Jutta einmal zugestanden — eine Warnung für ihr Kind —, sie habe ihr Leben „in Raten“ verausgabt. Richtig — und jede Rate mit einem Stück Leben bezahlt. Nun sollte die letzte kommen, und damit war die Rechnung beglichen. . . . Herr Ewerle aus Hamburg hatte ihr schon in Thun eine verschleierte Liebeserklärung gemacht, vier Tage nach dem ersten Kennenlernen. Eine verschleierte: sie bestand nur aus einer hoch glühenden, hübsch geformten Schilderung ihrer Vorzüge. Aber eine Art Bekenntnis schloß sich an, das kam etwas unbeholfen heraus. Es schien ihr, als habe er mit einer törichtigen Liebe, wie sie ältere Männer zuweilen überrascht, endgültig Schluß gemacht, und als suchte er nun nach einer vernünftigeren Ordnung seiner zweiten Lebenshälfte. Was er ihr sagte, war noch keine Werbung, doch unverkennbar ein Vorspiel dazu. Das bestätigten auch seine Briefe. Er schrieb ihr dann und wann, immer handschriftlich, nie auf der Maschine, und oft seitenlang, gewissermaßen in Tagebuchform, er erzählte von sich selbst, dem Umkreis seiner Geschäfte, von neuen Plänen, dem Zwang der beginnenden Geselligkeit bei Wintersanfang, von einer Theaterpremiere und sonst allerhand, unterhaltend, humorvoll, zuweilen tarkastisch, doch immer so, daß Grittie den Eindruck hatte, er wollte sie an seinem Leben teilnehmen lassen. Dabei schoben sich auch kleine Sehnsuchtswünsche in seine Briefe: „Wann sehen wir uns wieder?“ — oder: „Zieht Sie gar nichts nach Hamburg?“ — und einmal auch: „Im Frühjahr möchte ich von Aven nach Dischuti fliegen und weiter nach Abessinien, der Thronfolger interessiert sich für Lufttouristik wie ich mich für sein Eisenbein — könnten Sie doch mitkommen!“ — Um die Weihnachtszeit schickte er ihr ein Kästchen Austern mit einigen Flaschen Saint-Péray moussieur — „die gehören dazu“ — und ein Pantherfell „für hochbero Füßchen.“ Sie antwortete immer gleich liebenswürdig, ähnlich tagebuchartig wie er, gewöhnlich mit dem Schlußwort, sie sterbe vor Langeweile, doch im Januar wolle sie irgendwohin in die Berge, vielleicht könne man sich da treffen. Das war wie ganz nebenbei eingefügt.

Grittie zweifelte keinen Augenblick, daß dies Treffen im Januar zu einer endgültigen Aussprache mit Ewerle führen würde. Sie wußte auch mit instinktiver Sicherheit, daß er kommen würde, und hielt ihr Jawort bereit. Sie befragte dabei nicht ihr Herz, das hielt sie für nutzlos. Seligkeit der Liebe hatte sie auch in ihren drei Ehen nicht gekannt, nie den Zauber einer berückenden Illusion. Dreimal hatte sie „aus Liebe“ geheiratet, aber wenn sie das sagte, verkannte sie sich selbst: es war immer nur eine liebesähnliche, warme und aufrichtige Zuneigung gewesen, ein Freundschaftsgefühl. Es lag das in ihrer Natur, die von zielhaften Stimmungen abhängig war, nicht von der Musik eines ewig Undeutbaren.

Jetzt, da eine vierte Ehe für sie in Aussicht stand, über- sah sie die Zukunft in völliger Klarheit. Der Mann, der sie begehrte, war von Bornehmheit der Gesinnung, lebte in besten Verhältnissen und liebte sie. Einen Streit um das Wesen der Liebe in seinen unbewußten Zweckbeziehungen schaltete sie aus. Sie hatte in ihrem Leben auch genugsam um sich schauen können und war zu der Überzeugung gekommen, daß die glücklichsten Ehen sich durchaus nicht immer auf einer leidenschaftlichen Verschmelzungssehnsucht aufbauten, sondern viel- mehr auf seellichem Gleichklang und einer harmonischen Annäherung der Charaktere und des Persönlichen. Und von dieser Überzeugung, die keiner statistischen Nach- weise bedurfte, ging sie aus, wenn sie sich sagte: Ich will ihm seine Liebe durch meine Liebe vergelten, als Frau und als Herzensfreundin.

Es war ein unbedingt ehrliches Empfinden dabei, keine philosophische Vernünftelei, die Freundschaft und Liebe in Gegensatz bringt. Was Grittie lotete, einer Werbung Ewerles nachzugeben, waren gewiß auch reale Aufzwingende: die Lösung vom väterlichen Zwange und einem ihr nicht genehmen Zuständlichen, die sich nur durch die glückliche Vermögenslage des andern ermög- lichen ließ, und die Anteilnahme für einen großzügigen Beruf mit seinen reizvollen Auswirkungen in die Ferne. Das aber war schon wieder eine „Interessengemein- schaft“, die sich naturgemäß aus dem Gefühl der inneren Übereinstimmung und Zusammengehörigkeit er- gab. Auch die Notwendigkeit des Gemeinsamen hatte sie dermaleinst als Fesselung ihres Freiheitsbegehrens empfunden. Heute dachte sie nicht mehr so. Eine Ehe mit Ewerle brachte ihr allein schon die Befreiung aus ihrem Gefängnis.

So schrieb sie denn in ihrem Dankbriefe für das Weihnachtsgeschenk nach Hamburg: „Ich habe mich nun entschlossen, am fünfzehnten Januar auf einige Wochen nach Grindelwald zu gehen. Da finde ich auch Jutta vor, die ihre alten Pensionsfreundinnen besuchen will, die Mädels verbringen oben ihren Winterurlaub, um sich einmal wieder auszulüften und auszutoben. Es wäre gar zu nett, wenn Sie die Reise von Hamburg aus nicht scheuen wollten.“

Umgehend traf die Antwort des Herrn Ewerle ein, eine Drahtung:

„Herzlichen Dank für gütige Benachrichtigung. Be- reits Quartier für mich in Grindelwald bestellt. Freue mich außerordentlich auf das Wiedersehen und begrüße Sie in Verehrung Ihr ergebenster Ewerle.“

Ihrem Vater hatte Grittie die Bekanntschaft mit dem Hamburger Kaufherrn auf die Länge der Zeit nicht verschweigen können, das ging schon wegen der Klustern und des Pantherfells nicht. Aber sie begnügte sich mit einigen lässig hingeworfenen Bemerkungen über ihn, erwähnte jedenfalls die Verabredung für Grindel- wald noch nicht. Übrigens fragte der alte Herr sie auch nicht des näheren aus, Grittie fand ja überall Bekannte und sah am liebsten einen Schwarm von Menschen um sich. Dem Ausflug auf die Berghöhen widersetzte er sich mit keinem Wort: sie wollte mit ihrer Tochter auf kurze Zeit zusammen sein, das war begreiflich, und außerdem merkte er recht wohl, daß für sie der Erlenhof alles andre als eine Stätte ihres Wohlbefindens war.

Aber einen kleinen Strich durch die Rechnung machte er ihr doch. Als sie sich am vierzehnten Januar in der Frühe von ihm verabschieden wollte, trat er ihr reise- fertig entgegen, hinter sich die Kessi mit einem Hand- koffer, und sagte mit lustigem Augenzwinkern und lachendem Munde:

„Grittiechen, in der Nacht ist mir ein guter Gedanke gekommen. Ich möchte die Jutta auch gern wiedersehen und dabei mal einen Blick auf das Wetterhorn werfen, das ich vor Anno Tobak bestiegen habe. Ich werde dich begleiten, du hast doch nichts dawider?“

Sie sah ihn verwirrt an, dann ging ein krampfartiges Lächeln um ihre Lippen:

„Im Gegenteil, Papa“, antwortete sie, „ich freue mich über deinen Entschluß, da — da wirst du auch

Herrn Ewerle aus Hamburg kennenlernen — ja, er wollte sich auf ein paar Tage frei machen, schrieb er mir. Habe ich dir das nicht erzählt? . . . Aber du mußt voranziehen. Ich hole Jutta in Zürich ab.“

„Verdreht“, rief der Alte, „wozu denn der Umweg?“ „Ich soll noch Wintergarderobe mit ihr besorgen“, er- widerte Grittie kurz.

„Na schön“, brummte Erlau, „da trennen wir uns in Interlaken-Ost. Schönen Gruß an Jutta — auch an ihren Herrn Vater — der war mir, alles was recht ist, noch der liebste von deinen näheren Angehörigen.“ Er hatte sich in letzter Zeit ein unangenehmes Vorsich- hinbrummeln angewöhnt und brummelte und brem- melte auch noch weiter durch die Zähne, in unverständ- lichem Selbstgespräch, während er über die schneege- legten Wege des Gartens zu dem Wagen schritt.

Grittie folgte ihm. Dann kommt es eben in Basel schon zum Klappen, dachte sie.

Vache, Jutta!

Jutta warf sich in Zürich mit dem Eifer eines ehr- geizigen Neulings, der an sein Talent glaubt, in die Ar- beit. Was sie bisher als unterhaltsame Spielerei be- trachtet hatte, sollte nun ernsthafter betrieben werden. In den Vorbereitungsklassen der Anstalt nahm sie noch am Zeichenunterricht teil, vor allem, soweit er sich auf Projektionslehre und Naturstudien bezog. Das war für sie indes nur eine Grundlage, die sie für unerlässlich hielt. Für eine Fachklasse mit praktischen Übungen wurde ihr bei ihrer liebhaberiichen Vielseitigkeit die Wahl schwer. Sie hatte eine wenn auch noch dilettan- tische Begabung für fast alles im Bereich des Kunst- gewerblichen, interessierte sich anfänglich für Tapeten- entwürfe, dann für Keramik und endlich für Kunsttisch- lerei. Dabei wollte sie bleiben, ein netter junger Archi- tekt hatte ihr das Stichwort „Stileneruerung“ zuge- blasen, ein Begriff, den sie als „Ausdruck des Geistes der Zeit“ gedankenschwer durch das Hirn wälzte und schließlich auf die Lebensbasis des Menschen im eigenen Heim beschränkte, auf die Gerätschaften der Wohnung. Das war an sich nichts Neues, der Möbelstil hatte sich bereits aus der überlieferten Schmucküberlastung zu einfacherer Standhaftigkeit entwickelt, aber man fand doch immer wieder Anlehnungen an historische Vorbilder, bis in das nordische Mittelalter hinein, und mit dieser Traditionssucht wollte sie Schluss machen. Sie lief Sturm gegen die geschlossenen „Garnituren“ und „kom- pletten Einrichtungen“ und schwärmte für Zeitlosigkeit des Mobiliars bei werkmäßiger Durchgestaltung.

(Fortsetzung folgt.)

Spätherbst.

Jetzt steht der ganze Garten leer,
Das Obst ist eingetan,
Spätrosen scheinen müde her,
Die sonst so farbig sahn.

Und bald, und bald wird auch bei mir
Der Herbst und Winter stehn:
So viele Tage blühten dir,
Nun laß die Ernte sehn!

Dann steh' ich arm und weiß nicht mehr,
Wofür mein Herz geglüht,
Raum daß darin noch ungefüht
Ein spätes Röslein blüht.

Das reiß' ich ab und trag's am Hut.
Der Weg ist nimmer weit,
Und nehme seine kleine Gut
Mit in die Dunkelheit.

Hermann Sella.

Wild-, Wald- und Weidmannsbilder aus dem November.

Der November gehört zu den Monaten, die dem Jäger reiche Abwechslung bieten. Es ist geradezu symbolisch, daß an seinem Anfang der „Hubertustag“ — der Gedenktag an den Schutzheiligen der Jagd — steht. Am Hubertustag wurde in alter Zeit die Jagd auf den edlen Rothirsch geschlossen. Mit diesem Tage beginnen heute fast überall die Wald- und Feldtreibjagden, auf das Wild der „niederen Jagd.“ Auf diesen Waldtreibjagden wird auch häufig die Waldschnepfe erlegt, die sich auf dem Durchzuge nach dem Süden befindet. Der Vogel „mit dem langen Gesicht“ ist jetzt meistens sehr feist, und wird von Feinschmeckern der Frühjahrs-Schnepfe vorgezogen. Daneben ist fast alles übrige Wild zum Abschuss freigegeben: männliches Rot- und Damwild, weibliches Rot- und Damwild, und Wildtälber, weibliches Rehwild und Rehtälber, Hasen und Fasanen, Turtel, Hohl- und Ringeltauben, Waldschnepfen und Bekassinen, Wildgänse (außer der Brandgans), Wildenten (außer der Eiderente) dürfen in Preußen erlegt werden.

Wie in Preußen so hat auch in Bayern der Rehbod Schonzeit; in Hessen darf der Rehbod noch erlegt werden, ebenso weibliches Rehwild und Rixe. Dringend rate ich davon ab, den Abschuss von Rehböden, Rehwild und Rixen auf den Treibjagden vornehmen zu lassen. Das ist der Ruin jedes, auch des besten Rehstandes. Auch die Ausrede „an der Grenze müsse abgeschossen werden“ ist nicht stichhaltig, und darf nicht stichhaltig sein. Der Abschuss von Rehböden, auch in einigen Treiben, bezw. Distrikten, kann die Hegearbeit vieler Jahre verderben. Was an weiblichem Rehwild und an kümmernden Rixen abgeschossen werden muß, das weiß der Revierinhaber und der zuständige Jagdschussbeamte am besten! Dieser Abschuss wird auf dem Büschgang, bezw. auf dem Anstich vorgenommen; dann ist die Gewähr dafür gegeben, daß diejenigen Stüde abgeschossen werden, die aus jagdzüchterischen Rücksichten, aus Gründen der Hege mit der „Büschje“ als abkömmlich erscheinen! Der wahllose Abschuss auf der Treibjagd durch fremde Gäste, mögen es auch die weidgerechtesten Jäger sein, muß dazu führen, daß Stüde im Feuer fallen, die besser am Leben geblieben wären. Nachher kommt das Bedauern über den Abschuss zu spät, und die erlegten Stüde werden nicht mehr lebendig. Darum rate ich immer wieder dazu, kein Abschuss von Rehwild auf der Treibjagd! Das Hauptobjekt der Wald- und Feldtreibjagden ist der Hase: der arme, vielverfolgte Geselle! Nachts gnädig mit ihm! Laßt ihn im Feuer rollen! Blitz und Knall: ein schmerzloses Ende! Vermeidet, daß er sich weidwund geißelt mit Schrot im Wildbret noch elend abzappeln und nach stundenlangen Schmerzen erst qualvoll eingehen muß!

Der Hase gehört zu dem „Arwild“ unseres deutschen Vaterlandes. Allerdinge war er früher viel seltener wie heute, wo er in Deutschland in großer Zahl vertreten ist. Man denke an die Treibjagdergebnisse in Rheinheffen, in der Provinz Sachsen und in Schlesien. Auch Böhmen, Ungarn und Oesterreich haben früher ganz erhebliche Streden geliefert! Im alten Germanien und im mittelalterlichen Deutschland war der Hase in Folge der weiten und ausgedehnten Waldungen weniger vertreten, denn er liebt das Feld, die Feldhölder und die Waldbränder. Im „tiefen Wald“ kommen eigentlich nur die „schweren, großen“ Waldfasen vor, eine Erfahrung, die jeder alte Jäger bestätigen wird.

Die frühere Seltenheit und spätere Häufigkeit der Hasen läßt sich durch Zahlen deutlich illustrieren. Herzog Albrecht V. von Bayern schöß in 25 Jahren (1555—1579) bloß 50 Stück, während in einem Jagdbuch des Kurfürsten Max Emanuel (1715—1725) also innerhalb 10 Jahren deren 2038 verzeichnet wurden. Die hessischen Jagdregister erwähnen 1495 ebenfalls nur 50, dagegen 1790 über achttausend Hasen. Und wenn ein Graf von Gleichen mit Gefolge im Thüringer Walde anno 1538 in zwei Tagen dreißig Stück erbeutete, wenn noch im Jahre 1688 ebendort von einem fürstlichen Jagdpersonal mit 8 Hunden in vier Tagen zweiunddreißig Stück zur Strede gebracht wurden, so sind das sehr bescheidene Resultate gegenüber den Ergebnissen unserer heutigen Treibjagden!

Daraus erklärt sich auch, daß der Hasenbraten in früherer Zeit verhältnismäßig viel teurer war als in unseren Tagen. Er war damals übrigens schon ebenso beliebt wie jetzt, desgleichen der berühmte Hasenpfeffer das heißt Hasenfleisch in einer Würzbrühe, woher das bekannte Sprichwort stammt: „Da liegt der Has im Pfeffer.“

Der Hase, den man „Lepus timidus“, also den furchtsamen Hasen, in der Naturgeschichte nennt, gibt trotz dieser Bezeichnung öfter Beweise von Mut, der sogar urkundlich nachgewiesen ist! In einer Aufzeichnung aus der Zeit Maximilians I. heißt es: „Item in Kaiserl. Majestät Wandbuch zu schreiben, daß bei Linz ob der Enns zween Hasen ein

Sundlein gejagd und gebissen haben, hat Herr Wolfgang Jörgler bezeugt und angezeigt.“ Daß tapfere Häsinnen in treuer Mutterliebe ihre Jungen gegen Raben erfolgreich verteidigt haben, ist mehrfach beobachtet worden! Am 18. August 1920 habe ich in „Palmgrund“ bei Altschhausen einen äsenden Hasen beobachtet, der — man höre und staune — eine wilde Rixe jagte bezw. attackierte mit Erfolg, daß die Rixe den Hang hinauf stürzte, in diesem Augenblick sekundierte mein Revierjäger Regel dem tapferen Hasen, indem er die räuberische Miese mit schnellem Schrot schuß umlegte. Der tapfere Hase aber verschwand schleunigst in der anstößenden Dichtung. Vielsach kommt auf den Treibjagden auch der Fasan vor.

Chunrat von Meigenberg (gest. 1374) erwähnt in seinem „Buch der Natur“ bereits den Fasan und sagt von ihm: „Der Fasan hat die Art, daß er sein Haupt in ein stauden verbirgt und wähet, er habe sich wohl verborgen, und also facht (sängt) man ihm.“ Auch im Jahre 1453 werden in Bille am Hofe des Herzogs Philipp von Burgund Fasane genannt. In Hessen werden Fasane (Fassand) schon 1333 erwähnt. Allmählich wurde es Sitte, daß jeder kleinere Fürstenhof seinen Fasanengarten, sein Fasanengehege besaß. Noch heutzutage erinnert vielfach die Waldbezeichnung „Fasanerie“ an jene vergangene Zeit.

Am 3. November, dem Hubertustag, gedenkt man auch in unserem Nassauer Lande des Schutzheiligen der Jagd. Manchen nassauischen Weidmann wird es interessieren, daß auch Nassau einst einen Hubertusorden besessen hat. Er wurde vom Fürsten Heinrich von Nassau-Dillenburg (1662 bis 1701) am 3. August 1696 gestiftet, erlosch aber schon 1739 mit dem Ableben des Fürsten Christian von Nassau-Dillenburg, der ebenfalls ein großer Jäger war. Der Chronist schildert ihn als einen „einfachen und demüthigen Regenten, der sonderlich der Armut habe seine Gnade empfinden lassen.“ Christian hatte den Hubertusorden offenbar von seinem Schwiegervater, dem Herzog Georg III. von Schlesien, übernommen, der auf seinem Schloß zu Brieg den „Orden vom goldenen Hirschen Sanct Huberti“ am 23. August 1672 gestiftete hatte.

Zur Zeit des Herzogtums Nassau hat es meines Wissens keinen „Hubertusorden“ gegeben.

Allen Jüngern und Freunden Sanct Huberti Weidmannsheil!
Dr. Ludwig Roth.

Der Golf von Florenz.

Erinnerung von Alfons Hahndt-Hinzenburg.

Urpöblich kann längst Vergessenes wieder lebendig werden, wenn man in alten Papieren absichtslos herumtrampelt. Ein vergilbtes Blatt, das man wochenlang in der Tasche trug, ein angerissener Briefumschlag, der zufällig nicht fortgeworfen wurde, eine fast fremd und unbekannt erscheinende Handschrift — solche Kleinigkeiten sind plötzlich goldene Lote, die sich weit und wunderbar aufstun vor den Gärten der Erinnerung ...

Ein abgegriffenes Heftchen halte ich eben in Händen. „Gaulblatt der Schlesienschen Wandervogel“, steht darauf. Ich schlage es auf ...

Aus dem unscheinbaren Papier leuchten zwei helle große Augen. Ein blaßes Großstadtjüngengesicht. Das kastanienbraune Haar ist kraß zurückgeschleift. Ein müdes Lächeln schwebt über dem herben, festgeschlossenen Munde.

Ja, das ist doch unser Klaus. Wie konnte er mit nur so völlig aus dem Gedächtnis entschwinden! Dieses Jahrzehnt unserer schnelllebigen, verwirrenden Zeit hatte ihn mir allzu weit entföhrt. Nun aber steht er wieder vor mir, ein wenig unbeholfen und vornüber gebeugt, so wie er immer da stand, wenn der Seminarlehrer ihn andonnerte: „Sie sind ja wieder nicht vorbereitet!“

Er schien selten vorbereitet. Aber das war wirklich nur Schein; wir, seine näheren Freunde, wußten, welche Mühe er anwandte. Sie scheiterte immer wieder an der unüberwindlichen Unsicherheit seines eigenen Wesens. Wie Giftgaschwaden, die auch das letzte Grün noch vernichten, zog der verhaltene, dennoch fühlbare Spott der Mitschüler über sein Gemüt und machte ihn einsamer, als er es ohnehin schon war.

Da haperte es mit den unregelmäßigen Zeitwörtern, er stockte beim Aufschurten der Regierungszeiten der brandenburgischen Kurfürsten; und einmal, als er in Erdkunde eine Dummheit beim Aufzählen der Küstengliederung Italiens machte, wurde ihm dieser Ausspruch zum bleibenden Epitheton. Klaus hieß fortan „Der Golf von Florenz“.

Bekanntlich gibt es keinen Golf von Florenz, denn diese unstrüchtige, mittelalterliche Stadt liegt ja landeinwärts am Arno. Aber uns Seminaristen berauschte wohl mehr das Wortspiel als der geographische Irrtum unseres Kameraden, denn keine Grausamkeit und Herzlosigkeit junger Gesellen erspart blieb.

Er trug dies mit jenem milben, mäden Lächeln, das jetzt wieder so deutlich aus der Erinnerung steigt. Und vielleicht gerade wegen seiner so geduldigen Hinnahme war er uns lieb und durfte im vertrockneten Pachantentanz unserer Wandervogelgruppe nicht fehlen.

Freilich war der „Golf von Florenz“ auch bei unseren Wandervogelfahrten nur allzu oft das Ziel unserer tolenen Streiche. Nicht, daß er ein Kuscher, ein Dackmäuser gewesen wäre; er wußte sich herzhast zu wehren. Aber er war eben — der „Golf von Florenz“.

Wir hatten unsere Seminaristenherlichkeit bereits mit der zukunftsunklen Parteilichkeit keltungloser Junglehrer eingetauscht, waren dabei, uns in Fremdbesuchen einen Schlupfwinkel zu suchen, und trafen uns nur noch gelegentlich mit großen Froschenträumen im Wandervogelheim bei den Restabenden der Älteren.

Dort überraschte uns die Kunde vom dritten polnischen Aufstand, dem Koszantyschen Rauputsch von 1921. Die Doppelner Wandervögel hatten uns nach Breslau geschrieben, und einige von uns wollten zum obereschlesischen Selbstschutz eilen. Da sie einige Tage zur Erledigung ihrer Angelegenheiten brauchten, wurde es zu spät. Sie kamen per Schub von der durch die interalliierten Truppen abgeriegelten Grenze Oberschlesiens zurück.

Nur einem war es gelungen, durchzukommen, dem „Golf von Florenz“. Wir lachten.

Nach dem Abzug der Franzosen, im Juli 1922, machten wir eine Grenzlandfahrt. Der Gang des Annaberges, an dem die polnische Infurgententwelle zum Stillstand kam, als die deutschen Selbstschützer den heiligen Berg Oberschlesiens erkürnten, ward unser Ziel.

Dort klang im verblutenden roten Abendsonnenschein das alte Lied vom toten Kameraden über einen Grabhügel, der erst einige Wochen alt war. Weithin ging unser Blick über die befreite Heimat, über das liebliche Obertal zu den fernen Rauchsahnen des Industriebezirks, an den blauen Wall der sächlichen Subeten, über die endlosen Wälder des Nordens ...

Und da spürten wir alle die stumme, herrliche Hingabe dessen, der unter dem Hügel lag: Unser Klaus.

Wir waren tief bekümmert. Denn was ist aller Spott um den „Golf von Florenz“ gegen die Heimatklunde des Herzens? Was wissen wir von der wahren Größe, die hinter den Lächerlichkeiten unseres Daseins schlummert? Der „Golf von Florenz“ war für uns ausgelost für immer. Aber Klaus mit seinem milden Lächeln hat geliegt. Ewig leuchten seine großen, hellen Augen, auch wenn sie unter die Schwelle des Bewußtseins sanken. Ihr Glanz durchdringt die Nacht dieser Zeit.

Solches geht mir durch den Sinn, da ich im vergilbten Gaublatt der Schlesischen Wandervögel in schwarzem Rahmen einen Namen lese, hinter dem ein Kreuz steht und darunter die Worte: Gefallen für die Heimat.

Neue Bücher

* Ehart von Kasa: „Sendlig“. Ein Reiterroman. (Belhagen u. Klasing, Bielefeld.) Der Roman begleitet, sachlich und leidenschaftlich, das einzigartige Schicksal des späteren Kürassiergenerals von den Knabenjahren an, da Sendlig als Page des „tolken Markgrafen“ von Schwedt — für reiterliche Abenteuer und Frauenliebe geküht — den unvergleichlichen Aufstieg beginnt, der ihn in drei schlesischen Kriegen vom Kornett zum Führer der friderizianischen Kavallerie emporträgt. Frauen kreuzen seinen Weg. Sie alle bleiben dem Wesen des Reiters fern, gemessen an dem überlebensgroßen Partner, der seinen menschlichen und militärischen Weg begleitet: dem König. In seltsamer Widersacherschaft, zwei feindliche Liebende, suchen sich König und General immer von neuem, finden sich, stoßen sich ab und finden sich wieder in der Ewigkeit des preußischen Gedankens, dem beide sich verschrieben haben.

* Heinrich Herm: „Moira“, Roman. (G. Grote, Berlin.) In der Verlorenheit des Stillen Ozeans läuft der Luxusdampfer „Australia“ in früher Morgenstunde auf ein unter Wasser treibendes Wrack. Keiner der friedlich schlummernden Passagiere ist Zeuge des Unfalls, nur ein deutscher Geführter hat ihn beobachtet. Von diesem Manne hängt es ab, ob eine Panik ausbrechen wird — und er schweigt. Die mühsam abgelenkte Stimmung der Passagiere nimmt rebellischen Charakter an; wo vorher die förmliche Sitte der internationalen Welt regierte, da regen sich die primitiven Instinkte in der Angst ums nackte Leben. Erst in allerletzter Stunde gewinnt das havarierte Schiff den rettenden Hafen. Das Thema eines großen, menschlich erschütternden Abenteuers ist hier mit feiner schriftstellerischer Kultur angefaßt und vertieft durch das innere Ringen mit den Mächten des Schicksals, der Moira der griechischen Göttersage.

* Friedrich Torberg: „— und glauben, es wäre die Liebe“, ein Roman unter jungen Menschen.

(Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Friedrich Torberg, der mit seinem Erstlingswerk „Der Schüler Gerber hat absolviert“ einen Erfolg errungen hat, erweist sich in seinem neuen Roman abermals als mutiger Gestalter der jungen Generation. Es ist ein Roman in Tagebüchern — Bekenntnisse junger Menschen zwischen zwanzig und vierundzwanzig. Es gewährt einen eigenen Reiz, die so verschiedenen Wesensarten all dieser jungen Menschen aus ihren Bekenntnissen allmählich aufsteigen, Fleisch und Blut gewinnen zu sehen. Wie jeder jeden anders sieht, jedes Ereignis, jedes Erlebnis anders anschaut und wertet, das macht den epischen Ablauf der vielfältigen Geschehnisse überaus lebendig und zeitigt geist-künstlerische Wirkungen von merkwürdigstem Reiz.

* Hans Junk: „Tor, Tommy!“ (Augsartenverlag Stefan Szabo, Wien u. Leipzig.) Ein spannender und amüsantester Sportroman. Sein Held ist Fußballer in irgendeinem Provinzklub, wird plötzlich als außergewöhnliche Begabung entdeckt und demgemäß mit allerlei Schlichen von einem Großverein getapert. Dabei fallen manche recht zeitgemäßen Lichter auf den Amateurbegriff im heutigen Fußballsport. Den Aufstieg des jungen Sportlers vom kleinen Mechaniker zur internationalen Größe verfolgt man mit Sympathie, denn er ist so lebenswürdig frisch gezeichnet, daß er die Herzen der Leser wie die seiner Kameraden schnell gewinnt; auch auf dem folgenden Weg der Enttäuschung bleibt ihm die Anteilnahme treu.

* Achton Friis: „Wilde weite Arttis“. Aus den Aufzeichnungen eines Malers und Jägers. Aus dem Dänischen überfetzt von Fr. Stichert. (J. Engelhorn Nachf., Stuttgart.) Friis erlebt die wilde weite Arttis als Künstler, als tief empfindender Mensch, er sieht sie als Maler und beschreibt sie mit den Worten eines Dichters. Ihm wurde die Arttis das große Erlebnis des Lebens. Ihm erschließt sich die Natur in ihrer ganzen Schönheit und Urgewalt. Wir erleben mit ihm die Jagd auf Bären und Walrosse, wir beobachten mit ihm die Lemminge, Blausüßhe, Polarhühner und das ganze Gewimmel von großen und kleinen Lebewesen, wir lernen die Polarhunde und ihr wechselvolles Schicksal kennen, und sitzen mit ihm und seinen Kameraden in den langen Winternächten in der warmen Kombüse und lauschen den humorvollen Erzählungen. Achton Friis ist ein in Dänemark sehr bekannter Maler. Er machte im Jahr 1907 die Grönland-Expedition der „Danmark“ unter Führung des Polarforschers Nylus-Erichsen mit, an der unter anderen auch Prof. Alfred Wegener und der dänische Dichter Peter Freuchen teilnahmen, und schrieb an Hand seiner auf der Expedition gemachten Tagebuchnotizen dieses Buch.

* F. B. Young: „Der schwarze Diamant“, Roman. Berechtigte Überfetzung aus dem Englischen von Bruno Glaser. (Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2.) Das vorliegende Buch, das den großen Ruf des Autors in der zeitgenössischen englischen Literatur begründete, ist die Geschichte eines jungen Mannes, der als Grubenarbeiter in den Midlands aufwächst. Von fast der ersten Seite bis zur letzten sind es Frauen, die seinen Lebensweg bestimmen. Einer Frau wegen verläßt er die Stadt und wandert hinüber nach den Marschen von Wales, um dort Arbeit zu suchen. Sehr bald wird er in neue Liebeshändel verwickelt und auch in Verbrechen. Aber trotz all seiner Sinnlichkeit und Rauheit leuchtet Abner Fellow hervor als ein wirklich schöner und tragischer Charakter.

* „Das neue deutsche Wörterbuch.“ Unter besonderer Berücksichtigung der Rechtschreibung sowie der Herkunft, Bedeutung und Fügung der Wörter, auch der Lehn- und Fremdwörter. Von Dr. Theodor Matthias. Sechste, neubearbeitete Auflage, bearbeitet von J. Lammerh und Karl Quenzel. (Verlag Hesse u. Becker, Leipzig.) Die neue, sechste Auflage dieses Wörterbuchs ist sorgfältig durchgesehen und um viele Wörter bereichert. Eine praktische Umgestaltung hat Anhang II (Verzeichnis der gebräuchlichen Abkürzungen) erfahren. Das Buch gibt nicht bloß in Fragen der Rechtschreibung und der Formenlehre Auskunft, sondern unterrichtet auch über die Herkunft und Bedeutung der Lehn- und Fremdwörter und erklärt unzählige Kunstausdrücke. Man kann es daher mit Recht ein unterhaltendes Wörterbuch nennen.

* „Neuland-Kalender 1933.“ (Neuland-Verlag, G. m. b. H., Berlin W. 8.) Sehr reich ist wieder die Ausstattung mit künstlerisch wertvollen Bildern verschiedenen Charakters. Der Text ist mit Erzählungen und Skizzen recht abwechslungsreich gestaltet. Die über die deutschen Guttempler und die gesamte Nüchternheitsbewegung unterrichtenden beiden Seiten sind neu zusammengestellt.